

2. Fortsetzung: Die Deutschen in Südafrika

Seen eingerichtet. Zudem gab es uneinheitliche Vorstellungen darüber, welchen Zweck man überhaupt mit den Kolonien verband, ob man dort siedeln, sie ausbeuten oder sie um ihrer selbst willen „aufwerten“ wollte. - Da sie weithin unbekannte Territorien erworben hatten, stellten die Deutschen erst mit Verzögerung fest, wie wenig ertragreich sie waren. Hinzu kam eine Reihe unglücklicher Zufälle wie die Rinderpest von 1897, die in Südwestafrika ca. 80 Prozent des Viehbestandes der „Eingeborenen“ und mehr als 50 Prozent des Viehs deutscher Siedler vernichtete. Deutsche Unternehmer investierten eher in die lukrativer erscheinende Bagdadbahn als in afrikanische Projekte. - Die Erwartung, dass deutsche Auswanderer in den deutschen Kolonien siedeln würden, um ihre fortwährende „Entdeutschung“ zu verhindern, erfüllte sich schon deshalb nicht, weil Deutschland ab den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts von einem Auswanderer- zu einem Einwandererland wurde. Somit hielten sich in Deutsch-Südwestafrika vor dem Ersten Weltkrieg nicht mehr als 15 000 „Weiße“ auf (nicht alle davon waren Deutsche), in Deutsch-Ostafrika rund 5 000, in Kamerun 2 000 und in Togo 500. In den Siedlergesellschaften und im Verwaltungspersonal hielten sich oft Rückstände von ansonsten überlebten, spätf feudalen Verhaltensweisen. Und gerade die Siedlerfrauen, die nur mit großen Schwierigkeiten angeworben werden konnten, sahen sich oft als strikte Wählerinnen von Tradition und „Deutschtum“. Die „Eingeborenen“, über die man anfangs ebenso wenig wusste wie über das Territorium, wurden als „Eigentümer“ ihres Landes bestenfalls gering geschätzt. Die Behauptung, dass sie aus den ihnen anvertrauten Räumen und Ressourcen nichts machten, was auch nur entfernt an die produktive Arbeit und Wertschöpfung der Europäer erinnerte, schien Grund genug, sie zu enteignen. Gegen die meist unfairen und oft gewaltsamen Metho-

den der Kolonisatoren, sie zurückzudrängen und ihrer Lebensgrundlagen zu berauben, hatten die Afrikaner allen Grund, Widerstand zu leisten. Er war jedoch gegenüber den sehr „ehrpussligen“ Deutschen meist zwecklos, denn er wurde mit ungleichen Waffen geführt. Neben einer Vertreibung blieb als Alternative die langsame Anpassung an europäische Arbeit, Geldwirtschaft und stationäre Lebensweise. Entgegen der Erwartung der Kolonisatoren führte dies jedoch zu einer umfassenden „Entwurzelung“ der traditionellen afrikanischen Gesellschaften.



Stab von Ludwig von Estorff, Kommandeur der Schutztruppe bis 1911

Die deutsche Öffentlichkeit begeisterte sich nur zögerlich für die Kolonien. Denn jenseits der exotischen Faszination für das „Fremde“ wurden die zukünftigen Entwicklungen selbst an deutschen Stammtischen zum Teil ungemein realistisch eingeschätzt: „Wenn die deutschen Pioniere ihre Kulturaufgabe in Asien, Afrika usw. erfüllt haben werden und man hier glauben wird, der Moment sei

gekommen, um die erhofften Glücksgüter zu sammeln, da werden die fremden Völkerstämme sich aufraffen und das Sklavenjoch von sich werfen, und der deutsche Michel hat dann das Nachsehen.“

„Kolonisation der Erhaltungsmittel“

Auf dem ersten deutschen Kolonialkongress 1902 wertete der Bonner Professor Ferdinand Wohltmann die ersten 18 Jahre der deutschen Kolonialzeit „gleichsam als die phantasiereichen sorglosen Flitterwochen, die ein jedes lebensfrisches Paar

und ein lebensfrohes Volk, das glücklich Kolonien heimführt, durchmachen muss“. Nach seiner Auffassung lag die Zukunft der Kolonien „mehr in der Dichte und Kaufkraft der eingeborenen Bevölkerung als in Pflanzungsanlagen“. Hier deutete sich ein Umschwung an, der sich um die Jahrhundertwende bei fast allen Kolonialmächten vollzog: Eine „Inwertsetzung“ der Kolonien schien der einzige

Weg, um zu verhindern, dass sie auf Dauer ein Zuschussgeschäft bleiben würden. Die „Eingeborenen“ wurden als künftige Subjekte von Markt und Staat entdeckt. Sie zur Arbeit anzuhalten, schien ihre „Proletarisierung“ zu verhindern und sie aus dem Zustand der „Unproduktivität“ zu erlösen. Umstritten blieb, ob man diese Arbeitsleistung am besten über eine Besteuerung, die Wek- kung von Bedürfnissen oder durch Zwang bewirkte. Die deutschen Kolonien experimentierten mit unterschiedlichen Formen der Arbeitserziehung, zumal sich die Afrikaner selten freiwillig auf regelmäßige Lohnarbeit einließen.

Am 15. Juli 1902 beleuchtete die „Deutsche Zeitung“ am Beispiel Deutsch-Ostafrikas den vermuteten Zusammenhang zwischen Steuereinnahmen, Arbeitsleistung, Konsum, Sicherheit und Infrastruktur: „Sobald Eisenbahn-Verbindungen aus dem Innern zur Küste hergestellt sind, kann die Steuererhebung nicht nur räumlich weiter und weiter ausgedehnt werden, sondern die Steuerschraube kann auch fester angezogen werden. Statt drei Rupien Hüttensteuer können ohne jede Schwierigkeit sechs Rupien von der Familie erhoben werden, da mit der Möglichkeit des Absatzes der Wert der Arbeit ins Vielfache steigt, und der Indigene die Bedeutung wirtschaftlicher Vorteile außerordentlich schnell erfasst. Derart werden sich die Einnahmen der Kolonie von Jahr zu Jahr heben und die geringe Garantiesumme für den Bahnbau mit Leichtigkeit decken.“ Doch die Bahnbauten kamen nur schleppend voran, erst 1894 wurde ein Teilstück der sogenannten Usambarembau eröffnet. Die Eisenbahnfrage sollte die gesamte zweite Hälfte der deutschen Kolonialzeit vor 1914 bestimmen.

Tatsächlich tat das Deutsche Reich seit Mitte der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts mehr für die Entwicklung der deutschen Kolonien. Die Berliner Kolonialverwaltung wurde aufgewertet, ein

Kolonialdirektor eingesetzt, ein Kolonialrat gebildet, Gouverneure und Verwaltungspersonal an eine kürzere Leine genommen. Um die Jahrhundertwende entstand eine Reihe von Einrichtungen, die sich der Erforschung und Entwicklung der deutschen Kolonien annahmen, darunter das 1896 gegründete Kolonialwirtschaftliche Komitee, das vor allem agrarische Grundlagenforschung betrieb. Im Mai 1891 wurde in Dahlem eine Botanische Zentralstelle für die Kolonien eingerichtet, ab 1899 wurden in der Deutschen Kolonialschule bei Wittenhausen „Kulturpioniere“ ausgebildet. 1900 entstand in Hamburg das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, 1902 folgte das Biologisch-Landwirtschaftliche Institut Amani in Deutsch-Ostafrika, um nur einige zu nennen. Denn alle Kolonialmächte waren nun davon überzeugt, dass Imperien nicht mehr primär durch Kraft und Willen, sondern vielmehr durch wissenschaftliche Information zu festigen seien. Die Deutschen waren auf ihre „wissenschaftlichen“ Kolonisationsmethoden besonders stolz, die von den kolonialen Konkurrenten vor 1914 durchaus anerkannt wurden. Kritisiert wurde jedoch, dass noch immer „zu viel in Theorie und zu wenig in Praxis gemacht“ und die Erkenntnisse mit deutscher „Gründlichkeit“ auf die Schutzgebiete übertragen wurden. Akademische Gedanken über eine „Hebung“ ihres Kultur-niveaus erreichten die Afrikaner im Wesentlichen als Arbeitszwang. Ihre eigene Kultur, ihr Wirtschafts- und Ökosystem waren durch die Eingriffe der Kolonisatoren bereits gründlich aus der Balance geraten. Viele gut gemeinte Ansätze versanden nach wie vor im Gewirr unklarer Zuständigkeiten und einer unflexiblen Bürokratie. Der „Assessorismus“ mancher Kolonialbeamter wurde in Deutschland geradezu sprichwörtlich. Ein wirklicher Durchbruch zu einer neuen Kolonialpolitik vollzog sich erst nach einer Reihe blutiger Erhebungen. Wegen der schärferen Gangart bei der